

JENS-FIETJE DWARS

Ein Intellekt auf Beinen? Anmerkungen zur ersten Harich-Biographie

So hatte ich mir in meiner Kindheit »Käptn Briese« vorgestellt: ein alter Mann mit schlohweißem Bart, listig funkelnden Äuglein und einem lächelnden Mund, der endlos Geschichten erzählt. Nur hätte der Käptn sich eine Pfeife entzündet und fröhlich Ringe in die Luft gepafft, statt todernst zu einem Teller mit belegten Brötchen zu greifen und Kaffee zu schlürfen, wie all die anderen im Raum, während eine blecherne Stimme über Mussolini als Vermittler zwischen Nietzsche und Hitler dozierte.

Mich überkam ein Lachreiz, den ich nur mühsam zu unterdrücken vermochte, indem ich mir immer wieder ins Bewußtsein rief, der freundliche Alte dort heiße Wolfgang Harich, gezeichnet von acht Jahren Knast, die ihn nötigten, seinen anstrengenden Vortrag auf Band zu sprechen, und die zwanzig, dreißig Zuhörer um mich her seien Philosophen, die Vordenker ihres Landes, im Frühjahr 1988 versammelt in der Akademie der Wissenschaften.

Ein Dozent, der in seinen Vorlesungen den »Grundgedanken Schopenhauers« mit der Wendung anzukündigen liebte, man müsse ihn gehört haben, um ihn sogleich wieder vergessen zu können, hatte Ende 1986 in der Zeitschrift der Akademie der Künste eine halbherzige Polemik mit der Nietzsche-Renaissance unter westlichen Linken veröffentlichen dürfen. Worauf Harich Alarm schlug, der antifaschistische Konsens des Staates werde mit der Verharmlosung Nietzsches gefährdet, und die nietzscheanisch verseuchte Kunst der Moderne in den Orkus verwies. Im Herbst 1987 setzte ihn dafür der Vorsitzende des Schriftstellerverbandes mit dem Massenmörder Pol Pot gleich, und ein damals noch in Ost und West geehrter Dichter erklärte, man dürfe Nietzsche nicht wörtlich nehmen. Obendrein brachte die Zeitschrift, der ihr Gründer Johannes R. Becher einst den Namen »Sinn und Form« gab, zu Beginn des folgenden Jahres neun Leserzuschriften, die empört forderten, den Anfängen einer erneut drohenden Beschneidung ästhetischer Freiheiten zu wehren.¹

Meinen Einwand, ob man die Worte eines so wirksamen Denkers nicht ernster nehmen sollte, lehnte sie ab. Doch ermöglichte mir die Reihe »Aktuelle Vorlesung« an der Sektion Literatur- und Kunstwissenschaft der Schiller-Universität im Provinznest Jena, den »Fall Nietzsche« als Momentaufnahme geistiger Debatten zu sezieren.² Beim nächsten Besuch einer Abgesandten des ZK, die keine Richtlinien mehr brachte, sondern ratlos wütende Fragen alter Genossen mit sich nahm, kam mein Manuskript zur Sprache,

Jens-Fietje Dwars – Jg. 1960, Philosophiestudium in Wrocław, Berlin und Jena. Promotion über Feuerbach. 1987-1992 Assistent am Germanistischen Institut der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Herausgabe der im Aufbau Taschenbuch Verlag erschienenen Goethe- und Büchner-Lesebücher und des Bandes »Widerstand wahrnehmen. Dokumente eines Dialogs mit Peter Weiss«. Seit 1993 Arbeit an der Becher-Biographie, erwerbslos, diverse ABM-Stellen.

das niemand drucken wollte. So erhielt ich die Einladung in den erlauchten Kreis der Hauptstadt.

Der Oberphilosoph der Akademie gestand mir noch zwischen Tür und Angel, wie lästig ihm die Sache sei. Nur habe dieser Harich sich direkt an den Vorsitzenden der führenden Partei gewandt, der seinerseits höchstpersönlich das Problem zur Klärung an die zuständigen Wissenschaftler übergab. Da saß der sonst recht wendige Mann in einer argen Klemme: Schlag er sich auf die Seite des polternden Alten, war ihm der Hohn der Intellektuellen gewiß, und würde er mit der Mehrheit über den Verspotteten herziehen, drohte das Machtwort eines noch älteren Antifaschisten. Fast konnte er mir leid tun, wie er mit verbissenem Gesicht dem Streit darüber zusah, was denn nun den wahren historischen Materialisten auszeichne – die Erklärung des faschistischen Überbaus aus seiner sozio-ökonomischen Basis oder das Erkennen einer relativen Selbständigkeit vorhergehender Ideen (Nietzsches) als Quelle der späteren Ideologie? In einem Augenblick allgemeinen Schweigens aber beschlich mich die Frage, ob es nichts Wichtigeres gäbe, über das es sich jetzt und hier zu streiten lohnte.

Ein paar Monate darauf, als die Straße auch dieser Debatte ein Ende gesetzt hatte, erfuhr ich zum ersten Mal, wie der Weißhaarige drei Jahre vor meiner Geburt ins Gefängnis kam. Und erst jetzt erschien es mir merkwürdig, warum ich nie meine Lehrer nach der Geschichte gefragt hatte. Nach einer Geschichte, die nun jeder zu kennen glaubte, da ihre Protagonisten von einst einander in allen Medien des Verrates bezichtigten.

Weitere drei Jahre später fragte ein Verlag, ob ich Lust hätte, die Biographie seines Gründers, Johannes R. Becher, aufzuschreiben. Daß der jetzt (wieder) als Prototyp des »Verräters am Geiste« galt, wie zu Hochzeiten des Kalten Krieges, während sein »Deutschland einig Vaterland« zum meistzitierten Wendetext avancierte, reizte mich, dem Leben des Verdammten nachzuspüren. Und so begegnete mir Wolfgang Harich ein drittes Mal: als Name im Becher-Archiv, in dessen Materialien sich die Kontur eines anderen Bildes abzuzeichnen begann, als er selbst oder sein Widerredner beschworen. Doch Walter Janka starb, bevor ich um meine eigenen Fragen wußte, und der andere beantwortete sie nicht.

Nunmehr, nach noch einmal fünf Jahren, ist die erste Biographie des Philosophen erschienen.³ Um es vorwegzunehmen: Ich habe ein Buch gelesen, das den Geist jener Zusammenkunft vom Frühjahr 1988 atmet. Ich hörte die Kaffeetassen klirren und das Tonband krächzen ...

Dabei fängt alles recht bescheiden an. Siegfried Prokop, Professor für Zeitgeschichte an der Humboldt-Universität von 1983 bis 1996, erklärt in seinem Vorwort, nur Aspekte im Leben des Mannes beleuchten zu wollen, der »für den ›roten 20. Juli‹ 1956 in der DDR hauptverantwortlich war«, da eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Biographie auf dem jetzigen Forschungsstand noch nicht schreibbar sei (S. 8). Allerdings behauptet der Klappentext mit ziemlicher Gewißheit, daß Harich zu den »großen deutschen linken Intellektuellen in unserem Jahrhundert« zähle und das vorliegende Buch gegen die Verfälschung seiner Lebens-

»Prof. Harich: (...) Zur Freiheit: Es ist nicht richtig, wenn man von Freiheit der Kunst spricht und chaotisches Handeln nach allen Richtungen meint. Es ist besser, in der Einschränkung zu leben als im Chaos. Fortschritt ist Kampf der Gegensätze, und man muß in diesem Kampf eine einseitige Stellung einnehmen.« Aus dem Protokoll des Ost-West-Gesprächs mit Becher am 2. März 1955 in Westberlin. Erstveröffentlicht in: Der gespaltene Dichter, S. 122. Weitere Protokolle liegen im Becher-Archiv.

»Demokratisch sein heißt, einfach gesagt, den anderen Menschen nicht wie einen Fremdkörper, als ein wesensloses Ding behandeln, sondern sich so achtungsvoll zu ihm verhalten, wie man wünscht, daß man selber geachtet sei. (...) Es wäre ein Selbstbetrug wiederum ohnegleichen, wenn wir annehmen würden, der Aufbau Deutschlands wäre vorwiegend eine wirtschaftliche, eine technische Angelegenheit ... Ohne Entrümmung, ohne eine Erneuerungsbewegung auf geistigem Gebiet, ohne eine moralische Neugeburt unseres Volkes muß jeder materielle Neuaufbau über kurz oder lang zum Scheitern verurteilt sein.«

Johannes R. Becher:
Deutsches Bekenntnis
(September 1945), in:
Gesammelte Werke, Bd. 16,
S. 493f.

leistung wesentliche Ereignisse wie Entwicklungen durch Interviews und Archivquellen sichern wolle.

Die Arbeit verfährt traditionell chronologisch. Sie setzt mit der Kindheit in einer Wuthenower Villa am Neuruppiner See ein. Der Vater soll 1859 geboren worden und im Todesjahr 1931 erst 43 Jahre alt gewesen sein. Das Geburtsjahr des Sohnes wird im Text erst gar nicht angegeben, nur eine zwei Jahre jüngere Schwester erwähnt. Auch von der Mutter erfahren wir nichts. Dafür vom Vater, daß er ein erfolgreicher Schriftsteller, Biograph sowie Editor von E.T.A. Hoffmann und Jean Paul war. Ihn zu stören wurde den Kindern verboten, was sie jedoch nicht als Verbot aufgefaßt hätten.

150 Seiten später wiederholt sich die Szenerie: im Verhältnis des erfolglosen Jean-Paul-Forschers Harich zu den Kindern seiner vierten Frau, denen er mit einer Anstalt droht, wenn sie nicht still seine Literaturlisten abarbeiten (S. 9 u. 159). Offenbar blitzt hier ein fatal vererbtes Erziehungsmuster auf, das den Verfasser aber leider nicht interessiert. Statt dessen betont er die antifaschistische Gesinnung des Vaters. Dessen Roman »Primaner«, in dem ein leicht sentimentales Bild pubertierender Gymnasiasten entworfen wird, verlacht die Nazis aber nur am Rande.⁴ Wie aus diesem Roman geschnitten wirkt Wolfgangs »trotziges« Tragen der im NS verpönten Schülermützen. Ebenso rührend erscheint die Witwe Harich, die mit ihren zehn- und achtjährigen Kindern am Radio »hellwach« der Stimme Dimitroffs im Reichstagsbrandprozeß lauscht, oder die »Verzweiflung« des Jungen, als er den Einberufungsbefehl an die Ost-Front erhält (S. 12 u. 15).

Statt solcher Antifa-Comics wünschte ich mir etwas schärfere Analysen, die dem widersprüchlichen Lebensweg dieses Bürgersohnes mehr offene Fragen abgewinnen. Nur nebenbei wird erwähnt, daß ein Petersburger Bankier und ein Königsberger Zeitungsründer zu den Vorfahren seiner Mutter zählen, als sei dies kein kulturell prägendes Erbe. Der erstaunte Leser sieht Harich irgendwann von einer Unteroffiziersschule in Swerdlowsk reden (S. 156), während Prokop nur den geradlinigen Weg eines Ischias simulierenden Deserteurs in den Untergrund zeichnet. Vorm Kriegsgericht soll ihn ein alter Militärrichter verschont haben, dem Denunziation unter Kameraden zuwider war – Harich selbst jedoch erwähnt in ganz anderem Zusammenhang, daß ein verwandter General ihm half (S. 16 u. 24).

In alledem erweist sich der Porträtierte redlicher als sein Porträt. Auch daß er selber eingesteht, sein Widerstand sei kaum zu trennen von Drückebergerei und Frauengeschichten (S. 24), macht ihn sympathisch – noch nicht aber zu einem großen intellektuellen. Und die Erklärung, durch Konversationsstunden den Redenschreiber des japanischen Botschafters kennengelernt zu haben, der einst Mitglied des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller war, beseitigt keineswegs Zweifel an Harichs Beziehungen.⁵ Immerhin war Japan ein Bündnispartner des faschistischen Deutschlands und dürfte ein so wichtiger Diplomat mit einer so merkwürdigen Herkunft das Augenmerk beider Geheimdienste auf sich gezogen haben. Wenn er nicht gar selbst ein Doppelagent Moskaus war, wie Alex Vogel, der Leiter jener Widerstandsgruppe, der Harich angehörte.

Und wie kam Harich im Juni 1945 auf die Liste Ulbrichts? Prokop stellt sich die Frage erst gar nicht, sondern stilisiert die Stipvisite des blutjungen Wolfgang Leonhard bei dem zweiundzwanzigjährigen Studenten zur »historischen Begegnung« (S. 31), als habe das Schicksal der Welt davon abgehungen. Wieder spricht für Harich, daß er im folgenden Kapitel die Legende ad absurdum führt, er sei als persönlicher Referent Paul Wegeners der eigentliche Kopf der Kammer der Kulturschaffenden gewesen. Um so unangemessener wirkt die Art, in der Becher und der Kulturbund abgehakt werden: ersterer als der Papst, der Lukács in der Ostzone installiert und der vor dem Pädagogen Spranger die Selbstkritik der KPD »abgezogen« (S. 38) habe. Nur Harich zuliebe, der ihn 1944 über die Japaner vor dem Verdacht bewahrte, ein Mitverschwörer des »20. Juli« zu sein, scheint Spranger sich auf den Bund einzulassen. Daß Harich selbst ihn mitbegründet und bis zu seiner Verhaftung 1956 im Präsidialrat gewirkt hat, wird ebenso ausgeblendet, wie die reale Weite und Vielfalt dieser ungewöhnlichen Organisation.

Dafür lesen wir, Harich habe von einer Synthese aus Bolschewismus und bürgerlich-liberaler Demokratie geträumt, sei laut Schivelbusch ein »Dandy-Kommunist« gewesen und von Pechel deshalb, »maßlos überzogen«, als »ein Intellekt auf zwei Beinen« gebrandmarkt (S. 40 ff.) worden. Erklärt ist damit nichts. Auch nicht mit der Floskel, der Exzentriker, der sich in den ersten Nachkriegsmonaten als einer der gefürchtetsten Theater- und Literaturkritiker Berlins etabliert,⁶ fliehe nur nach vorn. Wovor flieht er denn?

Um Harichs Originalität zu illustrieren, zitiert Prokop seine Wortmeldungen als jüngster Redner auf dem Schriftstellerkongreß 1947 sowie in einer Radio-Debatte zur Oder-Neiße-Grenze: zum einen gegen die Flucht in die Innerlichkeit vor 1933 gerichtet und zum anderen vor jeder Spekulation auf Gegensätze zwischen den Besatzungsmächten warnend (S. 48 f., 52 ff.). Beides aber sind Topoi, die Becher immer wieder im Kulturbund vertreten hat.

Der nun folgende Aufstieg bleibt beeindruckend: 1947 holt Harich das ihm von den Nazis verweigerte Abitur nach, hält nach einem Dozentenlehrgang an der – ausgeblendeten – Parteihochschule 1948 selbst schon Vorlesungen zum »historischen und dialektischen Materialismus«, promoviert 1951 über Herder und wird mit 28 Jahren zum Professor berufen. Freilich kündigt die Blitzkarriere nicht nur von wirklichem Talent, sondern zugleich von den außerordentlichen Möglichkeiten, die sich einem parteitreuen Intellektuellen in der frühen DDR boten. Daß er als solcher auch gegen Einstein und seinen alten Lehrer Nicolai Hartmann zu Felde zog, rechnet Prokop dem »Zeitgeist« an, wohingegen Harichs Eintreten für ein ernsthaftes Hegel-Studium ihm für immer einen Platz in der deutschen Philosophiegeschichte sichern soll (S. 63 ff.). Als sei die Benennung einer Dummheit schon ein Akt besonderer Klugheit.

Wenn es dann gönnerhaft heißt, der Kulturbund habe soviel Krach geschlagen, daß nach dem 17. Juni 1953 die Intelligenzpolitik der SED »annähernd hinreichend korrigiert« wurde (S. 72),

»Unpolitisches Verhalten (der Verinnerlichungs-Spleen) wird immer zur Hilfestellung gewissenloser Politikanten ... So waren auch Hitlers Hauptstütze die politisch indifferenten Massen, die politische Unreife war seine Massenbasis ... Nur in dem Maße, als ein Volk politische Initiative entfaltet, kann es frei sein ... Jede Art von Monopol verdirbt, bringt das Monopol selbst zum Absterben. (...) Was vom politischen Leben im allgemeinen gilt, gilt auch von dem Leben einer Partei: innerparteilicher Demokratismus ist die einzige Gewähr dafür, eine hochwertige Parteiführung herzustellen, und Parteien, die nur anlässlich von Wahlen sich ihrer Mitglieder und ihrer Wähler erinnern, solche Wahlvereine und Mandatsmaschinen müssen in einer wahrhaften Demokratie verschwinden ...«
Becher: Erziehung zur Freiheit (1946), in: GW, Bd. 16, S. 636-40.

»Man sollte darüber nachdenken, ob die Verinnerlichung nicht nur die andere Seite – die Kehrseite gewissermaßen – einer oberflächlichen Veräußerung ist ... Sie erzeugt Gleichgültigkeit und Unverantwortlichkeit dem öffentlichen Leben gegenüber ...«¹
 Becher: Um die demokratische Erneuerung unserer Kultur (1946), in: GW, Bd. 17, S. 60.

so ist dies schlicht ein Hohn auf das komplexe Reformprogramm, das Becher im Präsidialrat und mit der Akademie der Künste entwarf. Die allseits verhaßte Kunstkommission wurde eben nicht durch die »Bombe« eines Harich-Artikels in der »Berliner Zeitung« aufgelöst.⁷

Arg verkürzt werden die drei Hoffnungsjahre des »Neuen Kurses« auf einer Seite abgehandelt, mit kräftigen Hieben auf die unkritischen Heise und Havemann, und bloß am Rand ein Mitwirken an Bechers Ost-West-Gesprächen 1954/55 streifend. Denn all dies ist nur Vorspiel zum großen Auftritt des Wolfgang Harich nach dem XX. Parteitag der KPdSU: seiner Freiheits-Konferenz, – die vor allem auf Bloch zurückgehen dürfte –, und des Memorandums für den Sowjetbotschafter Puschkin, das Prokop im Anhang des Buches zum ersten Mal veröffentlicht. Infolge einer Urheberrechtsklage der Witwe Harichs hat der Verlag den Text zwar geschwärzt. Das eigentliche Problem besteht darin, daß der Herausgeber einschränken muß, es handle sich »mit hoher Wahrscheinlichkeit« (S. 83) um die Denkschrift, und auch dann noch bleibt die Frage, warum Harich sie nicht selbst schon zu Lebzeiten publiziert hat. Zumal er in einer späteren Anmerkung ergänzt, er habe bereits im Herbst 1955 ein erstes Memorandum für die Sowjets verfaßt (S. 291).

Nicht allein das Wort von der »sozialistischen Umgestaltung« unter den Bedingungen friedlicher Koexistenz erscheint dem Nachgeborenen wie eine Vorwegnahme Gorbatschows, der ganze Duktus spricht von der Überzeugung, daß es nur durch mehr Demokratie und Freiheit, durch wirkliche Selbstverwaltung der Produzenten, gelingen werde, die Chancen der wissenschaftlich-technischen Revolution menschheitlich zu nutzen, oder in einer neuen Barbarei unterzugehen. Doch hatten dergleichen nicht Bucharin, Trotzki, die Luxemburg und selbst der todkranke Lenin gefordert? Es klingt daher seltsam, wenn Harich zum ersten prinzipiellen Kritiker des Sowjet-Modells erhoben wird, der genial die Sackgasse Ulbrichts vorweggenommen habe, und peinlich, wenn es heißt, Puschkin sei schlicht »ein Idiot« gewesen, ohne dessen Weitsicht zu bedenken, daß eine Vereinigung Deutschlands unter sozialistischen Bedingungen von der Arbeitsproduktivität im Osten abhängt (S. 89 ff.).

Prokop bemerkt nur Harichs Motiv, sich und »seine« Gruppe als Vordenker den Sowjets anzubieten, nicht aber deren legitimes Interesse an einer blutig erfochtenen Sicherheit und Stabilität im Herzen Europas. Wenn der Botschafter sich am Tag des Einmarschs sowjetischer Truppen ins aufständische Budapest vier Stunden Zeit für den jungen Professor nimmt, muß da mehr besprochen worden sein, als Harich im nachhinein zu Protokoll gab. Zunächst wird er den sich ihm aufdrängenden Mann getestet haben, ob dessen Querdenken sich zur Keimzelle eines zweiten Petöfi-Klubs eignen könnte. Eindeutig gibt er ihm zu verstehen, daß Moskau keine Alternative zu Ulbricht sieht, den aber schon Harichs Memorandum stürzen will. Eine andere Frage ist die von Harich geforderte Zusammenarbeit mit der SPD, zu der die Sowjets seit dem Frühjahr 1956 inoffizielle Kontakte pflegen.

Daß der Ex-KGB-Chef von Belgrad seinen redegewandten, im Untergrund erfahrenen, Gast zur Sondierung in der Westberliner SPD ermutigt, wäre nicht undenkbar. Zumal in Moskau der Fraktionskampf zwischen Chruschtschow und Malenkov mit ihren unterschiedlichen Deutschlandkonzepten zu dem Zeitpunkt nicht entschieden ist. Diese, von Just und Janka erwogene, Variante für »wenig wahrscheinlich« zu halten, weil man den eigenen Mann nicht hätte fallenlassen (S. 97), potenziert noch Harichs »sprachwörtliche Naivität«.

Allerdings hätte kein Agent der Welt derart leichtsinnig operiert: Harich soll, seinen eigenen Aussagen zufolge, die reine Panik in Erwartung eines zweiten »17. Juni« bei Nacht und Nebel zur Landeszentrale der verfeindeten SPD getrieben haben, wo er auch dann noch munter weiterplauderte, als er ahnen mußte, in die Fänge des Ostbüros geraten zu sein. Zu erwarten, ein westlicher Radiosender, im Klartext: der erklärtermaßen antikommunistische RIAS, würde es einer SED-internen Opposition ermöglichen, einen Aufstand durch Appelle an die Massen zu verhindern oder dessen Führung zu übernehmen, um das Politbüro zu Verhandlungen zu zwingen, war dreifach absurd. Warum sollte ein Sender die »Ostzone« stabilisieren, deren Zusammenbruch er vorantrieb? Wozu sollten die Massen sich erheben, wenn es ihnen seit der gescheiterten Revolte von 1953 spürbar besser ging? Und weshalb sollte die mehrheitlich anerkannte Macht auf die Forderungen einer derart verstiegenen Minderheit eingehen?

Harich handelte nicht naiv, sondern abenteuerlich und großwahnsinnig. Und dem entsprach sein ganzes bisheriges Leben, voller Ehrgeiz, durch dubiose Beziehungen begünstigt, kometenhaft emporstrebend zu glitzernder Höhe. Prokop umschreibt die Ambivalenz dieser Erscheinung als »widersprüchliche Persönlichkeitsstruktur«: als Schwanken zwischen Aufflügen eines großen Selbstbewußtseins und folgsamem Verlangen nach absichernden Autoritäten, das seine Haltung vor Gericht verständlich mache (S. 113 f.). Wieder wird damit wenig erklärt. Denn es geht ja nicht nur um einen individuellen Charakter, dessen Verbiegung man im Kindheitskapitel hätte ergründen können, sondern um einen Typus intellektuellen Verhaltens.

Obwohl ihn Puschkin und Ulbricht warnten und die SPD die Befürchtung eines DDR-Aufstandes zurückwies, fuhr Harich fort, »seine« Gruppe zu bilden. Die bestand zunächst aus losen Gesprächen im Kulturbund-Verlag »Aufbau« und dessen Wochenzeitung »Sonntag«. Von den Westberliner »Feind«-Kontakten wußten jedoch weder der Verlagsleiter Janka noch der Parteisekretär Schubert oder die Redakteure Zöger und Just. Janka die Verantwortung für alles weitere anzulasten, weil der »in Kämpfen gestählte Kommunist« (S. 114) nun Merker als »deutschen Gomułka« ins Spiel bringt, statt die jungen Hitzköpfe zu zügeln, ist schon seltsam. In der Tat verband diese winzige »Gruppe« offenbar das Gefühl, Teilnehmer an einem »roten 20. Juli« zu sein. Wie die Verschwörer von 1944 sahen sie praktisch in der Beseitigung eines diktatorischen Führers den einzigen Weg zur Rettung ihres Landes, auch wenn sie theoretisch mit Marx wußten, daß es darauf

»Die Nichtachtung des Lebens der anderen bedeutet aber zugleich auch: das eigene Leben als moralischen Wert geringachten. Und so bleibt Zynismus als Larve der Verzweiflung und als uneingestandene Traurigkeit und Trostlosigkeit. (...)

Wir sind aber ein Volk, das über ein Jahrzehnt lang geistiger Auseinandersetzung entwöhnt war und dem Meinungen nur als offizielle Fertigfabrikate vorgesetzt wurden. (...) Wir müssen also ... erst wieder lernen, ... daß sie sachlich sei, den Andersdenkenden zu Wort kommen lasse und seine Argumente mit Argumenten widerlege.«

Becher: Wir, Volk der Deutschen (1947), in: GW Bd. 17, S. 100, 134f.

ankommt, die Lebensverhältnisse der Massen zu ändern und nicht nur das Verhalten eines einzelnen.

Harich hatte ja in seinem Memorandum gefordert, den Stalinismus als System zu begreifen, als Ausdruck vormoderner Bedingungen, unter denen Stalin ein Volk von Bauern in die große Maschinerie peitschte. Die »Plattform« vom November 1956 geht noch weiter, folgert klug, daß die Entwicklung der Produktivkräfte davon abhängt, Partei und Staat zu trennen, nach dem jugoslawischen Modell Organe der Selbstverwaltung zu erproben und besondere nationale Wege zum Sozialismus zu suchen. Doch all dies scheint vergessen, sobald er politisch handelt. Da glaubt der große Intellektuelle in kopfloser Panik, das Volk habe keinen eigenen Kopf, wenn nicht er selber es führt, statt die Massen, oder nüchterner gesprochen: Mehrheiten mit Geduld und besseren Argumenten für ein alternatives Konzept zu gewinnen.

Harich bejaht den »demokratischen Zentralismus« und bedenkt nicht, wie sich eine Minderheit gegen die mehrheitlich getragene Zentrale durchsetzen kann. Die Personalisierung der Sachkritik, der Frontalangriff auf einzelne Personen und Institutionen, die für alle Übel der Gesellschaft verantwortlich gemacht werden, bleibt in der Umkehrung des Personenkults befangen, fordert in stalinistischem Duktus, die Regierung von Stalinisten zu »reinigen« (S. 109), und verschafft den Angegriffenen in Amt und Würden die Gelegenheit, die Angreifer zu zerschlagen, die sich selbst durch den Schein einer Verschwörung ins Unrecht setzen.

Natürlich waren die folgenden Schauprozesse Politinszenierungen. Doch die Angeklagten sind nicht erst an der Willkür eines Unrechtsstaates gescheitert, den sie zu reformieren wünschten. Wer ein Spiel ändern will, muß dessen Regeln beherrschen. Sie wußten genau, daß die Bildung einer Fraktion in der »Partei neuen Typs« seit Kronstadt wie die Planung eines Attentats in bürgerlichen Demokratien verfolgt wird und daß sozialistische Rechtsprechung sich als Klassenjustiz im Parteiauftrag verstand. Gerade deshalb leugnete Janka beharrlich, so daß er in die Ecke des Lügners geriet, während der geständige Harich als Kronzeuge der Anklage erschien. Noch im Gerichtssaal hielt er glänzende Vorträge und genoß auf fatale Weise, Führer einer staatsgefährdenden Gruppe zu sein. Womit er sich als labiler Bürgersohn auswies: als Typus des vereinzelt, in sich verlorenen Intellektuellen, der Halt in äußerer Anerkennung sucht und sich in Todesangst den Richtern unterwirft, denen er zugleich seine geistige Überlegenheit demonstriert. Janka dagegen verkörpert habituell den verhörerfahrenen Arbeiter, der das Gericht nicht als seinesgleichen anerkennt und seine Intelligenz nutzt, sich standhaft-listig zu verteidigen, bis die Last der Beweise ihn erdrückt.

Beide vermochten durch die Personalisierung ihrer Sachkritik nicht, die gewollte Veränderung im Bestehenden durchzusetzen. Daß längst angebahnte Reformen erst durch die Fehler dieser Opposition in Ulbrichts Machtausbau umschlagen konnten, entgeht Prokop. Denn auch ihm gilt der vermittelnd umsichtige Becher nur als Verräter, der zwar bei Ulbricht für Janka interveniert und Schirdewan sein Leid klagt, sich aber dann besäuft, ins Kran-

kenbett flieht und Harich als infantil bezichtigt (S. 117). Dabei gerät einiges in Vergessenheit:

»Der weiße Terror wütet«, antwortete der »Sonntag« auf den Umschlag der friedlichen Budapester Erhebung in Lynchjustiz an Partei- und Geheimdienstleuten. Anna Seghers bemerkte, daß ausgerechnet Franco vor der UNO für den Aufstand eintrat und zur gleichen Zeit Israel, England und Frankreich Ägypten überfielen, weil es den Suezkanal nationalisierte. So hätten »die Feinde des Friedens, die die Freunde der großen Profite sind«, an zwei Stellen zugepackt. Arnold Zweig meinte, jetzt enthülle sich der Zweck der Aufrüstung Israels, antworte die Kapitalistenfront auf den Versuch, ein Bindeglied zwischen Ost und West aus Privat- in Volksbesitz zu überführen. Und Eisler gedachte seiner Zeit als Soldat in einem ungarischen Regiment während des I. Weltkrieges. Ein Kommandeur, im Zivilleben Verwalter beim Grafen Esterhazy, habe ihm mit Erschießung gedroht, wenn er von seinem »stinkenden Sozialismus« sprechen werde. Nun höre er von der Rückkehr des Grafen und wünsche dem Volk, daß es in der schwierigen Lage verstehe, wo seine Interessen liegen. Kunert reimte: »Bereits hör' ich Euch sagen: ›Das war nicht gewollt. / Die Kommunisten an Laternen? Doch was soll man machen?‹ / Bis die Lawine ganz Euch überrollt. / So kurz der Rausch, so schlimm wird das Erwachen. / Ich bitte Euch von Herzen, haltet fest / An unserer Sache, die sich nie verlieren läßt.« Bloch dozierte: »Die Lehre ist: auf jeden Fall Explosionen (mit ihren höchst paradoxen Weiterungen) zuvorkommen.« Wozu aber keine Zurücknahme des XX. Parteitages taue, sondern nur Mut und das leuchtend gehaltene Ziel vor schemenlosen Augen. Hermlin sah das »Wolfsgesicht derer von 1919« auftauchen, der Honved-Offiziere, die Fratze der schneidigen Soldateska, die unter den Klängen des Czardas auf das Land der drei Millionen Bettler anstießen. Klaus Gysi fragte, woher die LKW mit den Waffen kamen, die zum Sturm auf die Parteihäuser auffuhren. Man dürfe nicht abgehen von der Demokratisierung, müsse aber wachsam und überlegt handeln. Tragisch sei die Spaltung der Führung gewesen, der Mangel an Aufklärung der Arbeiterschaft. Und Renn forderte, »sich fest hinter unsere Regierung zu stellen und mit ihr bereit zu sein, alle Versuche, unseren inneren Frieden zu stören, sofort und mit allen Mitteln zu verhindern.«⁸

Das waren nicht Wortmeldungen auf Befehl der Partei, auch wenn Just vom ZK-Apparat angehalten wurde, Großautoren des Landes für die erste Seite zu gewinnen. Was sie schrieben, entsprach einer Überzeugung, die sich ihnen in zwei Weltkriegen, Revolutionen und Konterrevolutionen bestätigt hatte: Wie Brecht sahen sie in der Eigentumsfrage das entscheidende Kriterium, an dem jede soziale Bewegung zu messen sei. Und dahinter stand noch immer das Trauma des Faschismus, der mit der Zerschlagung der ungarischen Räterepublik begann.

Nur Becher fehlte. Von ihm erschienen im nächsten »Sonntag« statt eines Kommentars neun Gedichte, die erstmals den Abgrund der Moskauer Jahre zur Sprache brachten und tiefer gingen als alles, was das Blatt bis dahin veröffentlicht hatte. Tags darauf, am 12. November, verteidigt er auf der 29. ZK-Tagung als einziger

Lukács, mit dem er den Sommer zuvor im Harz verbracht hatte, und den Petöfi-Klub, die nicht die Hauptschuldigen am ungarischen Desaster seien. Versagt habe die Partei, die es nicht vermochte, mit den Leuten zu reden, ihnen die Wahrheit zu sagen.⁹

Auch Harichs Reise nach Hamburg war mit dem Minister abgesprochen, der sich jeden Monat einen Tag lang mit Janka in seinem Gartenhaus beriet und noch im November in den Aufbau-Verlag kam. Mußte er, der seit 1953 den Spielraum für Reformen zu erweitern suchte und in dessen Rücken sich die Opposition formierte, nicht die nachträglich erfahrenen Schritte seiner Mitarbeiter als – Verrat empfinden? Bis Ende Dezember ließ Lilly Becher Jankas Frau wissen, daß sie fest zu ihr stünden. Dann unterzog Becher sich im Januar einer lang geplanten Prostata-Operation und nannte, da ihm dies als Flucht in die Krankheit vorgeworfen wurde, Harich auf einer Pressekonferenz infantil und – hochbegabt. Eine harte Charakterisierung, die aber Prokop faktisch bestätigt.

Harichs sowohl infantile als auch abenteuerliche Art, Politik vor allem zur Selbstbestätigung zu betreiben, bietet Ulbricht den Vorwand, um den Kulturbund als Hort der Konterrevolution zu entlarven. Becher, der sich im März noch, wieder als einziger, im ZK gegen eine erneute Antiintelligenzkampagne erhebt, wird Anfang Juli zum Abschluß freigegeben. Worauf er physisch zusammenbricht, seinen Rücktritt erklärt, die Verurteilten verurteilt, sich aber noch immer zu dem politisch hauptschuldig gesprochenen Lukács bekennt.¹⁰

Wer ist weitergegangen zu dieser Zeit, an diesem Ort, und was wäre möglich gewesen, wenn sie einander verständigt statt mißtraut hätten: von den Inseln der Opposition an der Basis der Partei über den Kulturbund mit seinen »Clubs der Intelligenz« bis zu Wollweber und Schirdewan im Politbüro?

Von dieser Tragik einer verfehlten Chance spürt man wenig bei Prokop. Auch kaum den Schrecken, der Harich widerfährt. Nur das Material zeigt die Deformierung in acht Jahren Haft. Weißhaarig kehrt er zurück, von Verfolgungswahn gezeichnet, mehr denn je unfähig zur einfachsten menschlichen Beziehung. Und wiederum sind es Varianten eines schon ausgeformten Charakters, des »Intellekts auf Beinen«, wie seine vierte Frau ihn an der Unbescheidenheit des Bescheidenen erkennt, der auf leibliche Genüsse verzichtet, aber Menschen verbraucht (S. 159).

Auch diese Falschheit der Askese reflektiert Prokop nicht, die Harich Mitte der siebziger Jahre zur Rettung der Welt propagiert: als erster Grüner der DDR, sodann in Österreich und der BRD, erneut mit dem Briefplädoyer für eine rot-grüne Koalition an Willy Brandt seiner Zeit zwanzig Jahre voraus, und wieder auf dem Königsweg als ungerufener Berater sich aufdrängend, während und weil er unten in der wirklichen Bewegung keinen Halt findet. Sollte in alledem nicht der eigentliche Grund für Harichs Krieg gegen Nietzsche zu finden sein: seine Verdammung des unbarmherzigen Psychologen, der das asketische Ideal als Tyrannei lebensfeindlicher Intellektueller verrät?

Leider sucht Prokop keine Antwort auf solche Fragen. Er nennt nicht einmal den Titel der Harichschen Replik auf die DKP-

Konferenz »Bruder Nietzsche«,¹¹ obgleich sie bedenkenswerte Probleme aus dem Geist einer ehrlichen Gegnerschaft entwickelt, die Nietzsche mehr geschätzt hat, als das Lob ihn verharmlosender Ästheteten. Um so breiter wird der Streit mit Janka ausgewälzt, selbst die nicht nur stilistisch schwache Semesterarbeit eines Geschichtsstudenten als letzter Versöhnungsversuch aufgenommen und von Harichs Aufopferung für die »Alternative Enquête-Kommission« zur deutsch-deutschen Geschichte berichtet. Wieder nötigt die Haltung des Philosophen Respekt ab, lieber ein horrendes Bußgeld von einer lächerlich geringen Rente an die Justiz der neuen Sieger zu zahlen, statt sich an deren Abrechnung mit seinen alten Richtern zu beteiligen. Auch wenn damit noch nicht entschieden ist, inwieweit er intellektuelle Größe bewiesen oder wieder nur eine große Rolle gespielt hat.

Man darf auch an Harichs Selbststilisierung zum Zufrühgeborenen zweifeln, seine anregende Wirkung wird jedoch niemand bestreiten. Insofern bleibt es das Verdienst von Siegfried Prokop, ein reiches Material angehäuft zu haben, das darauf wartet, durchdacht zu werden. Denn in einem Punkt muß man den belanglosen Erinnerungen von Harald Wessel im Anhang des Buches zustimmen: Das Leben des Wolfgang Harich könnte tatsächlich ein Lehrstück sein, wie es »Weltverbesserungs-Idealisten« ergeht, die sich ins politische Geschäft einmischen (S. 304) – der Stoff für eine große Tragikomödie.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Heinz Pepperle: Revision des marxistischen Nietzsche-Bildes?, in: Sinn und Form, 38. Jg., 1986, 5. H., S. 934-969; Wolfgang Harich: »Revision des marxistischen Nietzsche-Bildes?«, in: Sinn und Form, 39. Jg., 1986, 5. H., S. 1018-1053; X. Schriftstellerkongreß der DDR, Plenum, Berlin u. Weimar 1988, S. 44 f, 72-77; Stephan Hermlin etc., in: Sinn und Form, 40. Jg., 1987, 1. H., S. 179-219.
- 2 Vgl. Jens-Fietje Dwars: Ästhetik des Widerstands – Ästhetik der Herrschaft. Aus einer Vorlesung zum »Fall Nietzsche«, in: Bildende Kunst, H. 8/1989, S. 61-63.
- 3 Siegfried Prokop: Ich bin zu früh geboren. Auf den Spuren Wolfgang Harichs, Berlin 1997.
- 4 Walther Harich: Primaner, Berlin 1931.
- 5 Vgl. Bernd Florath: Rückantworten der »Hauptverwaltung Ewige Wahrheiten«. Wolfgang Harich ohne Schwierigkeiten mit der Wahrheit, in: UTOPIE kreativ, H. 47/48, Sept./Okt. 1994.
- 6 Übrigens hat er, trotz gegenteiliger Behauptung (S. 38) auch Bechers Exil-Gedichte – teils zu Recht – verrissen: »Die innere Umstellung von der stürmisch-oppositionellen Geisteshaltung der frühen Werke auf Heimatsehnsucht und Schuldpathos ist Bechers Schaffen ohne Zweifel schlecht bekommen. / Vielleicht rührt das daher, daß die Disziplin eines Dogmas seine Gestaltungskraft erlahmen ließ, eines Dogmas, dem er sich verschrieb, als es revolutionär war und er selbst aus sympathischer Romantik, aus jenem messianischen Sozialismus, der für eine ganze Dichtergeneration bezeichnend war, geistige Entscheidungen traf. Was aber bedeutet dann die Hinwendung zum Nationalen?« W.H.: Läuterung?, in: Kurier vom 19.12.1945.
- 7 Ebenso zweifelhaft ist die Behauptung, das Becher-Projekt einer Wochenzeitschrift mit dem Titel »Die Republik« gehe auf Harich zurück.
- 8 Sonntag, 4.11.1956, S. 1.
- 9 Vgl. Der gespaltene Dichter. Johannes R. Becher. Gedichte, Briefe, Dokumente 1945-1958. Hrsg. von Carsten Gansel, Berlin 1991, S. 165- 175. (Dort mit irrtümlicher Datierung auf den 1.11.1956.)
- 10 Vgl. meine im Winter 1998 erschienene Biographie: Abgrund des Widerspruchs. Das Leben des Johannes R. Becher.
- 11 Wolfgang Harich: Nietzsche und seine Brüder. Eine Streitschrift in sieben Dialogen mit Paul Falck, Schwedt 1994.